

nur leere Worte. Er wollte mich gar nicht heiraten, weil ich ein armes Mädchen war. Im Geheimen verlobte er sich mit der Tochter eines reichen Oheim, einer langen, mageren Stange mit Sommersprossen, eine Vogel-scheuche, sage ich Dir, die zum Lachen reizt, wenn man sie nur sieht. Ich wußte aber nichts von der Verlobung, bis mein armer Vater starb. Nun drängte ich ihn, Ernst zu machen, aber ich erreichte nichts Anderes, als daß er mir auswich. Halb und halb ahnte ich schon, daß er falsch war, bis mir eines Tages der neue Postmeister, der ein Better von mir war, eine Postkarte zeigte, auf der dem Schändlichen zu seiner Verlobung mit seiner Waise gratuliert wurde. Ich wollte mich selbst überzeugen und fuhr am Sonntag nach der Stadt, wo ich das Haus seines Oheims umkreiste. Ich sah ihn dort eintreten, sah in später, die häßliche Braut am Arme, das Haus verlassen. Es traf mich wie ein Donner-schlag. Ich war so unglücklich und verzweifelt, wie ich es mit Worten nicht beschreiben kann. Noch erschüttert vom Tode des Vaters, allein in der Welt, verlassen und betrogen, um alle Hoffnungen des Herzens getäuscht — ich glaubte, wahnsinnig werden zu müssen. Halb besinnungslos irrte ich in der Stadt umher, bis ich auf eine große Brücke kam. Dort lehnte ich an das Geländer und blickte in's Wasser. Ich dachte, wie schön es wäre, allen Gram und alle Pein da mit einem Male los-zuwenden — ich war ja die Erste nicht; wie viele andere Mädchen hatten schon vor mir da hinuntergeklüfft, wie ich, lange, lange, und hatte, aus demselben Grunde den Sprung gethan, der sie von allem Kummer und allem Leid befreite! ... Plötzlich sprach mich eine alte Frau an, die ich nicht kannte. Sie hatte mich wohl schon eine Zeit lang beobachtet und nur zu leicht von meinem Gesichte abgesehen, was in meinem Herzen und in meinem Kopfe vorging. Sie sprach mehrere Male zu mir, ohne daß ich sie beachtete, denn mir war's gerade, als hörte ich Vaters Stimme aus dem Flusse heraus, der mir zurief: „Komm' zu mir, mein Kind, komm' zu mir ... Hast ja Niemand auf der Welt mehr gehabt, der Dich wirklich lieb hatte, komm' zu mir, ich will Dich wieder beschützen ...“ Die Alte zog mich schließlich fort, und ich war so willenslos, daß ich Alles mit ihr geschehen ließ. Nur ein paar Mal sagte ich: „Vater ruft ... Vater ruft da unten ... Lassen Sie mich ... lassen Sie mich doch! ... Erst als ich auf einer Bank neben ihr in dem Park saß, der am Flusse liegt, löste sich der Zauber. War's der milde Ton der guten Rede, war' der theilnehmende Blick, aber ich begann zu weinen, und unter Thränen erzählte ich der Fremden Alles, Alles ... Da sagte sie, ein nichts-nutziger Junge sei nicht werth, daß ein braves Mädchen um ihn in's Wasser gehe. Ich sei zwar recht verzweifelt und lebensmüde, wenn ich aber erst nur eine regelmäßige Thätigkeit gefunden hätte, die mich beschäftige und von meinen traurigen Gedanken ablenke, so werde sich diese Stimmung bald verflüchtigen. Ich glaube zwar nicht daran, als sie mir aber vorschlug, ihr hier im „Waldbogel“, dessen Besitzerin sie ist, bei der Beaufsichtigung der Küche und des Aufftritts zu helfen, stimmte ich zu. Es geschah, aufrichtig gesagt, nur scheinbar, um sie los zu werden und wieder zum Flusse gehen zu können. Sie dachte aber wohl so etwas, denn sie wich nicht mehr von mir, hing sich an mich, und ich mußte gleich mit ihr gehen. So kam ich willenslos hierher. Es war mir Alles in der Welt so gleichgültig geworden, daß ich auch das auf mich nahm und wie eine Maschine meine Arbeit besorgte. Wochen, Monate lang lebte ich in dieser Niedergeschlagenheit — und Du wirst begreifen, Ernestine, daß ich in dieser Stimmung nicht daran dachte, Dich auf-zufuchen. Meine Wohlthäterin hatte so viel Geduld mit mir — und wie sie es sagte, so geschah es. In der Arbeit wich nach und nach der finstere Bann von mir, die neuen Sorgen begannen mich zu beschäftigen, alle Leute hier suchten mich zu erheitern. Sie kannten meine Geschichte nicht, aber sie sahen, wie traurig ich war. So wurde ich nach und nach wieder munter und gewann schließlich die Kraft, alle die quälenden Erinnerungen von mir abzuschütteln und ein neues Leben zu beginnen. Und da ich mich immer anständig und zurückgezogen hielt, so hat mich auch ein guter Mensch liegengewonnen und mich zur Frau verlangt. Ja, Liebe, auch ich bin Braut, und ich bin meinem Franz beziglich gut und glau-be, mit ihm glücklich zu werden. Er ist hier Oberkellner. Im Herbst wollen

wir heirathen, und dann übergibt uns unsere Wohlthäterin eine kleine Wirth-schaft, die sie bisher in der Stadt ge-führt hat und nicht recht verstehen kann. Mein Franz hat Erspartes, wir wollen fleißig sein, und so wird sich die Sache hoffentlich machen. Ich denke oft an diese merkwürdigen Wendungen und wie seltsam es ist, daß man doch noch froh werden kann, wenn auch das Herz todtraurig gewesen ist. Ich will mir's merken und nie verzweifeln — der Himmel schickt doch jedem Menschen wieder ein bißchen Sonne, wenn ihn der Sturm noch so sehr herumgeschüt-telt hat.“

Das Mädchen schwieg, und auch ihre Zuhörer schwiegen, tief bis in's Herz erschüttert. Es war, als hätte ihnen der Himmel einen Boten geschickt, um sie zu mahnen, daß sie den Muth nicht ver-lieren.

Es wurde dunkel, man zündete die Laternen in dem Garten an, und die ersten Gäste erschienen. Malchen ver-abschiedete sich und verließ das Paar, um ihren Pflichten nachzugehen. Die Liebenden erhoben sich und traten aus dem Garten.

Es war ein schöner Sommerabend mit heißen Düften in der Luft. Ir-gendwo spielte man auf einer Zither, und der Wind trug abgerissene Klänge herüber. Es war wie ein Klingen in der Luft. Seltsame Ruhe strömte die ganze Natur aus und erfüllte mit woen-nigem Gefühl die Herzen. Ernestine schmiegte den Kopf an den Geliebten und flüsterte:

„Auch wir wollen den Muth nicht verlieren, nicht wahr, Lieber? Wenn wir nur treu zu einander halten und keine Schuld auf sich laden, wird sich der Himmel auch unserer Liebe erbarmen!“

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Wir können warten, wir sind jung“, sagte er, „und kein Haar soll Dir auf Deinem Haupte gekümmert werden, wenn ich es verbiten kann.“

Und wie neu belebt, das Herz voll Hoffnung, so schritten sie wieder der Stadt zu. Friede erfüllte nun auch sie, neues Vertrauen zum Leben beflügelte ihre Schritte. Lachende Paare kamen ihnen entgegen, die aus dem heißen Gemäuer der Stadt in's Freie strömten, und ein Bursche sang ein altes Lied:

„Blondtopf, blauauget, en Grüble im G'sicht,
Me kann dir net feind sein, weil b' gar so nett bist.
Je höher der Kirchturm, desto schöner das G'laut,
Je weiter von Schälpe, desto größer ist d' Freud!“

Da sahen sich die Beiden an und dachten, auch der weitere Weg führt zum Ziele. Das Mädchen lächelte, und das Auge des jungen Mannes blitzte.

Der kleine Gott.

Humoreske von Paul Hervey.

Draußen ist ein weicher, milder Frühlingabend. Voll steht der Mond am Firmament und übergießt Alles mit seinem goldigen Lichte. Allmählig verschwimmen die letzten Wolfeninseln, die sich an diesem herrlichen Frühling-abend im klaren Himmelsäther erfris-chend gebadet.

Albert sitzt an Karolins Seite. Zwei Stiefkinder des Schicksals, zwei Irthümer der großen Natur, die auch fehlen kann, wie jedes Genie. Beider gekümmerte, niedrige Gestalten verkehren das Auge. Karolins treischende Stimme beleidigt jedes feiner Ohr.

Albert hat struppiges, hartes Haar, ein braunes Gesicht ohne Intelligenz und individuellen Zug; seine Nase ist dick und groß, seine Augen sind roth, geschwollen und tieflegend, in diesen glanzlosen Augen leuchten keine Funken, nichts glimmt und glüht in ihnen. Die buschigen Augenbrauen, die freibe-fahren Wangen, die von wirrem Bart-gekräusel beschatteten, blutlosen Lip-pen, der ganze Ausdruck des Antlitzes erheben noch den unangenehmen, un-sympathischen Eindruck, den seine Fi-gur erweckt.

Ebenso unglant verfuhr Mutter Natur mit Karoline. Ein träges, stumpfes, langweiliges Gesicht mit unförmiger Nase, winzigen Augen, in denen Leidenschaftsblicke keinen Platz finden. — Die blassen, kalten, von Näharbeiten zerstochnen Werktag-s-hände hält sie im Schooße geborgen. Es ist, als ob sie ein Verwundungshand umwickelte, als ob unsichtbar, aber fühlbar der Tod über ihren Schultern schwebte.

Jetzt beleuchtet der grausame Mond ihr krankhaft fahles Antlitz.

„D Du meine süße Seele,“ spricht

Albert mit knarrender Stimme, und seine Augen tauchen in die ihrigen, „wie gerne lese ich in Deinen göttlich-bunten Feueragen vom sengenden Brande Deines Herzens.“

Sie fährt darauf mit ihrer blassen, kalten von Näharbeiten zerstochnen Werktagshand durch sein struppiges Haar.

„Wie üppig und weich sind Deine braunen Locken, mein Liebster,“ flüstert sie leise und schmeichelnd, aber es klingt rau und tonlos.

Die zwei traurigen, häßlichen Ge-sichter starrten sich mit unfäglicher Freude an.

Karolins Augen blitzen verklärt, es kommt Leben in dieselben. Die schwachen, zitternden Hände suchen nach Alberts Kopfe, den sie umfassen.

„Ich muß Dir ein wichtiges Ge-beimniß mittheilen, aber nur in Deine rosigen Mäuschelbächen, denn ich schäme mich vor dem fremden Mond, der so toll über uns scheint,“ flüstert Albert mit angestrengtem Versuch, seine kreis-schende Stimme zu mildern.

Rosige Mäuschelbächen! Den Aus-druck findet nur rasende, blinde Schwärmerei für diese dünnen, durch-sichtigen — Ohren.

Später bewunderte sie, in verlebter Thorheit und thörichter Verliebtheit, seine „prächtige, edle Wdernaße“ —

Er wieder spricht von den duftenden Purpurrosen ihres Mundes, womit er sicherlich ihre fahlen, spitzen Lippen meint.

Der große Olymp ist allmählig ent-wässert worden, die alte Götter sind ge-storben, und nur der kleine Amor lebt, lebt in Saug und Braus, in Sammi und Seide, unter Blumen, in Cham-pagner — wie ein Herrgott in Frank-reich.

Auch zwischen diesem Paare sieht der kleine Gott. Er hat einen heiligen Strahlenglanz über ihre Häupter ge-zaubert, er hat sie in rosige Wellen ge-laudet, die sich vor ihnen ausbreitende Welt von Jammer und Elend.

Draußen ist ein milder, weicher Früh-lingabend. Voll steht der Mond am Firmament und übergießt Alles mit seinem goldigen Lichte, allmählig ver-schwimmen die letzten Wolfeninseln, die sich an diesem herrlichen Frühling-abend im klaren Himmelsäther erfris-chend gebadet.

Wer wagt zu behaupten, daß sie häßlich und abschreckend seien die beiden Stiefkinder der Natur, die sich dort umschlossen halten in heißer, verschö-nender Liebe?

Für den Stammtisch.

Geschichte zu machen, war früher nur den größten Helden und Staats-männern vorbehalten, aber in unserer fortgeschrittenen Zeit ist es das Vor-recht der Zeitungsagenturen geworden. Da der Telegraph sehr schnell arbeiten kann, so jagen sich mitunter die wichti-geren Ereignisse, und ein einziger Tag bringt mehr aufregende Neuigkeiten, als man sonst in einem Jahre zu hören pflegte. Der neuzeitliche Zeitungsleser wundert sich aber, wie der römische Dichter, über nichts mehr. Wenn er in einer einzigen Nummer seines Blattes einige hundert Meldungen gefunden hat, von denen jede einzelne den Groß-wältern Gesprächsstoffe für eine ganze Woche geliefert hätte, so feuert er vor sich hin, daß in den Zeitungen doch gar nichts „drin steht“. Es wird also viel-leicht auch kein Aufsehen erregen, daß die orientalische und die kubanische Frage angeblich zu gleicher Zeit einer überraschenden Lösung entgegengehen.

Spanien soll die Ver. Staaten er-sucht haben, den Frieden mit den auf-ständischen Kubanern zu vermitteln und ihnen Reformen anzubieten, die hart an die vollständige Selbstständig-keit streifen. Nur dem Namen nach, heißt es, will Spanien die Oberhoheit über die Insel behalten und auf der Zugehörigkeit derselben zum Mutter-lande bestehen. Die Kubaner sollen aber ihre eigene Gesetzgebung und Ver-waltung haben und mit den Ver. Staaten einen Handelsvertrag schließen dürfen, der ihnen selbst, und nicht den spanischen Händlern, zugute kommt. Den Aufständern wird Straflosigkeit zugesichert, und den Ver. Staaten wird ausreißender Erfolg für allen Schaden angeboten, den sie durch den Krieg auf-stuba erlitten haben mögen. So lautet die frohe Botschaft, die der Präsident dem Kongresse angeblich gleich nach den Weihnachtstagen übersenden wird. Schade nur, daß sie noch der Bestäti-gung bedarf.

Noch viel „sensationaler“ sind die Berichte aus Konstantinopel. Der rus-sische Botschafter soll dem Sultan er-klärt haben, daß der Zar ihn nicht län-ger unterstützen will, falls er nicht die

ganze türkische Finanzverwaltung unter europäische Aufsicht stellen läßt. Erweise der Kalif sich gefügig, so wer-de Rußland dafür sorgen, daß er auch ferner als Beherrscher der Gläubigen anerkannt und geachtet werde, bleibe er aber halbsarrig, so könne er leicht das Ende seiner Macht und Herrlichkeit er-leben. Auf diese Drohung, der sich die Botschafter Frankreichs und Englands angeschlossen haben sollen, habe Abdul Hamid erwidert, daß er lieber der letzte Kalif sein wolle, als ein zweiter Khe-bide.

In seinem Troste aber soll der Sul-tan nicht nur durch die Erwägung be-stärkt werden, daß die „Mächte“ ja doch viel zu eifersüchtig auf einander sind, um ihm gemeinschaftlich zu Leibe zu gehen, sondern viel mehr noch durch sein Vertrauen auf — den deutschen Kaiser. Dieser soll entschlossen sein, das Ränkepiel Rußlands und Großbri-tanniens zu vereiteln und weder den Zweifeln, noch das perfide Alibion Triumphe feiern zu lassen. Während er sich anstelle, als ob Deutschland an der östlichen Frage nicht den geringsten Antheil nehme, hege er hinterhüts den Sultan auf, sich allen Forderungen der „Mächte“ zu widersetzen und seine Zu-geständnisse zu machen. Auf Kaiser Wilhelms Haupt falle also die Verant-wortung für die Fortdauer der türki-schen Lotteriwirtschaft und der armen-nischen Greuel. Ohne sein Dazwischen-treten würde „Europa“ den Islam bald genug nach Asien hinüber treiben.

Diese Geschichte ist zwar nicht wahr, aber doch desto schlechter erfunden. Ganz abgesehen davon, daß Rußland seinen „Einfluß“ auf den Sultan nicht einmal mit Frankreich theilen will, und folglich noch viel weniger mit „Beschäftigung“ Rußlands, Frank-reichs und Englands in der Türkei. Da das Osmanenreich nicht ohne Wei-teres über den Haufen geblasen, son-der erst nach furchtbaren Anstrengun-gen überwältigt werden kann, so hätte Deutschland auf lange Zeit hinaus nichts mehr zu befürchten, wenn sich seine Neider und Feinde in einen Tür-kenkrieg stürzten. Kame es aber zur Vertheilung der Beute, so würde der österreichische Bundesgenosse für seine „Neutralität“ gerade so viel fordern können, als ob er mitgekämpft hätte, und die erschöpften Waffengenossen könnten nicht Nein sagen. Es würde somit im Interesse eines Ränke schwebenden deutschen Kaisers liegen, den Zweifeln und Unglauben zu einer Ein-mischung in die türkischen Angelegen-heiten zu ermuntern, die im natürlichen Entwicklungsstadium zu einem Kriege führen müßte. In Wahrheit ist jedoch Wilhelm II. kein Mephisto und kein Machiavelli, und er sowohl wie seine Rathgeber sind nur aufrichtig bemüht, den Frieden zu erhalten. Das ist ihnen bis jetzt auch gelungen, trotz der höhn-ischen Behauptung britischer Blätter, daß Deutschland nichts mehr zu sagen habe, und Rußland allein das Wort führe.

Immerhin bilden solche Meldungen einen schönen Unterhaltungsstoff, be-sonders für den Stammtisch. Sie er-füllen also einen edlen Zweck und ma-chen überdies dem menschlichen Erfun-dungsgeiste große Ehre. Wenn die Zeitungen nicht zuweilen von der Phantasie belebt werden würden, so würden sie trocken und lebem sein.

Ge empfehlende Legi-timation.

Ein in Buenos-Ayres anfängiger Deutscher schreibt: Hier in Argentinien wird Jeder, der aus einem frem-den Lande hierher kommt und somit als Einwanderer angesehen wird, auf sein Verlangen auf Staatskosten nach jedem beliebigen Punkte der Republik befördert, was, nebenbei bemerkt, viel-fach von Reisenden, die von Europa kommend, nach Chile wollen, dahin ausgebeutet wird, sich auf diese Weise per Bahn bis nach der Stadt Mendoza fahren zu lassen, sich dann erst an dem dortigen guten Weine für die bevor-stehenden Strapazen etwas zu stärken, um darauf in ein paar Tagen gemüth-lich über die Cordilleren nach Chile zu klettern. Nur wird zur Gewährung der freien Beförderung die Vorgeigung einer Art Paß oder sonstiger Legitima-tion verlangt, womit es aber nicht son-derlich genau genommen wird. So hat mich vor einigen Tagen ein frisch an-gekommener junger Deutscher, der auch in's Innere wollte, als Dolmetscher mit ihm zum Einwanderungs-Bureau zu geben. Auf meine Frage nach sei-nem Paße antwortete er etwas verlegen, er habe keinen, brachte dann aber auf meine Erwidrerung, irgend ein Pa-pier thue es auch, ein in holländischer

Sprache abgefaßtes und mit vielen Siegeln und Stempeln versehenes Schriftstück zum Vorschein, ausweis-lich dessen er in Holland, wo er längere Zeit auf der Walze gewesen, „we-sere Mittellosigkeit und Landstreiche-rei“, wie es darin hieß, per Schub über die Grenze spebirt worden war. Jedes Mal, wo der Gen darm ihn abgeliefert, war ein Vermerk mit einem mächtigen Drissiegel daneben gemacht worden u. dies Papier war aus Versehen in sei-nen Händen geblieben. Damit zogen wir wohlgemuth nach dem Bureau. Der argentinische Beamte nahm das merkwürdige Dokument in die Hand, studirte darin herum, verstand natür-lich kein Wort davon, was er sich in-dessen nicht merken lassen wollte, und fragte mich schließlich, nach längerem Betrachten der vielen großen Siegel, die ihm augenscheinlich zu imponiren schienen, und mehrfachen Blicken auf meine jetzt übrigens ganz anständig gekleideten ehemaligen Handwerks-burschen, ob es nicht angemessen sei, eine solche Persönlichkeit ausnahms-weise 1. Klasse zu befördern, was ich natürlich bejahte. Aber Augen hat der Landmann gemacht, wie ich ihm nach-her draußen erklärte, was für Heil ihm widerfahren.

Das Gehör bei den Fischen.

In den meisten Lehrbüchern und Sammelwerken (wie z. B. Carus, Brehm u. A.) findet sich die Angabe, daß die Fische ganz gut hören, obwohl die meisten von ihnen stumm sind, wäh-rend doch sonst eine enge Beziehung zwischen dem Mangel der Stimme und des Gehörs zu bestehen pflegt. Merk-würdigerweise scheinen darüber früher keine direkten Versuche angestellt wor-den zu sein, wie sie nunmehr Dr. Alois Kreidl in Pflügers Archiv für Physiologie beschrieben hat. Er ver-wandte zu Versuchen außer normalen Goldfischen (Carassius auratus) nam-entlich auch solche, die mit Strichnind-bergiftet waren, wodurch die Reflex-thätigkeit stark vermehrt wird, oder denen das Labyrinth genommen war. Als Tonquelle wurden tönende Stäbe, die in's Wasser reichten und mit dem Bogen oder durch eine elektrisch ver-bundene Stimmgabel tönend gemacht wurden, verwendet. Alle drei Klassen der Fische reagirten auf diese Töne eben so wenig, als wenn man piff oder eine Glocke außerhalb des Aquari-ums läutete. Ein Reobversuch über tönender Stoff gegen die Wände des Aquariums wurde dagegen sofort empfunden und zwar ohne Zweifel durch die Erschütterungen die auf ihre Hautsinne (namentlich die der Sei-tenlinie) wirkten. Von Fischen, denen das innere Ohr operativ genommen war, die also ganz sicher taub waren, wurden daher derartige schallende Er-schütterungen ebenso gut wahrgenom-men und ebenso schnell markirt, wie von den normalen.

Diese Ergebnisse schienen nun in einem scharfen Widerspruch zu stehen mit der bekanteten, auch am Charlot-tenburger Goldfischchen und sonst an Karpfenteichen angebrachten, die Fische zur Fütterung rufenden Glocke. Um sich zu überzeugen, wie es sich damit verhalte, stellte Dr. Kreidl weitere Ver-suche an den großen, ziemlich 1000 Quadratmeter umfassenden, mit Qua-bein ausgebauten Fischbehältern des Beneficentium-Stiftes Kremsmünster an, in denen verschiedene Fische (Fore-len, Saiblinge, Barsche, Karpfen u. a.) gehalten werden. Hier wurde früher zur Fütterung getrommelt, in neuerer Zeit aber geläutet, und schließlich die-ses Signal nur noch bei den Forellen-beden beibehalten, weil die Wärter be-merkt hatten, daß die Karpfen nicht auf das Glockenzeichen hörten. Es ergab sich durch allerlei Versuche, daß die Fische lediglich durch die Schritte des sich nähernden Wärters aufmerksam gemacht, wahrscheinlich durch das Ge-sicht denselben erkannten und dann eig-lich herbeizutreten, wie sie an öffentlichen Futterstellen sich einstellen mögen, so oft sie Personen dem Glockenpfahl sich nähern sehen. Bekommen sie kein Fut-ter und hatten sie sich (in Kremsmün-ster) wieder zerstreut, so half kein Klingeln, um sie wieder herbeizurufen. Es wird also wohl im Allgemeinen bei dem Schlusse bleiben, den Dr. Kreidl aus seinen Experimenten an normalen und ihres Gehörorgans be-raubten Fischen gezogen hat. Wenn wir als „Hören“ bei einem Thiere“, sagt er, „die bewusste Empfindung be-zeichnen, welche durch einen, dem Hör-nerven des Menschen analogen Nerven vermittelt wird, so hören die Fische nicht, Sie sind aber wohl im Stande, durch Schallwellen erzeugte Sinnes-

Eindrücke zu empfangen. Als Auf-nahme-Organ dient nicht das sogenann-te „innere Ohr“, welches vielmehr mit dem Gleichgewichtssinn in Verbin-dung steht, sondern die Haut.“ Ob dies aber für alle Fische, und nament-lich auch für die tonausgebenden, z. B. die sogenannten Trommelfische gilt, dürfte noch fernerer Untersuchung be-dürfen.

Aus einem Almanach.

Der in Paris vielbeliebte Almanach Gachette erscheint diesmal im vierten Jahrgang und bietet seinen Liebhabern wieder manches Neue. Er ist außer-dem gewissenhafter rebigirt, als die früheren Jahrgänge. Für deutsche Les-er ist ein Verzeichniß von neuerdings im Französischen üblich gewordenen Fremdwörtern interessant, die hier er-klärt und in ihrer Aussprache annäh-ernd genau fixirt werden. Das Eng-lische steuert der zahlreichen Sport-ausdrücke wegen das Meiste bei. Viel weniger ergeben das Italienische und Spanische. Das Deutsche sieht unge-fähr dem Spanischen gleich. Wir fin-den da verzeichnet: „Gewiß“, „Hei-mathlos“, „Hoch“ (als Ausruf), „Kraach“, „Kronprinz“, „Kulturkampf“, „Landammann“, „Landsturm“, „Land-wehr“, „Leitmotiv“, „Lied“, „Reichs-rath“, „Reichstag“, „Stand“ (als Schützenstand), „Stodfisch“, „Thalweg“, „Trintgeld“, „Vesime“, „Ver-gißmeinnicht“, „Wacht am Rhein“, „Wer da?“ und „Zollverein“. So gut wie „Thalweg“ hätte noch ein anderer geographischer Ausdruck erwähnt zu werden verdient, nämlich das in allen colonialen Verträgen und Erörterungen vorkommende Wort „Le Hinterland“.

In der französischen Schweiz, deren Gebrauch „Landammann“, „Landwehr“ und „Landsturm“ entnommen sind, sagt man gerne „c'est une taffaque“ statt „c'est un fait“. (Das ist eine Thatsache.) Die russischen Lehnworte sind noch sehr gering an Zahl. Der Almanach nennt bloß: „Anute“, „Zarewitsch“ und „Schtschi“. Er hätte noch „Nitschewo“ hinzufügen können, das durch ein bekantetes Gedicht De-roulebes popularisirt worden ist. Sehr anschaulich wird sodann der Schnaps-verbrauch der Kulturländer durch Fi-guren veranschaulicht, welche ein ihrem Gebrauche entsprechendes Trintgefäß an den Mund setzen. Der kleine Däne schlürft aus einem enormen Faß, denn er steht mit seinen 8,85 Liter auf den Kopf obenan. Ihm folgt der Nord-deutsche mit 8,25 Liter, der Schweizer mit 5, der Holländer mit 4,58, der Belgier mit 4,50, der Schmebe mit 4,15 und der Franzose mit 4,08 Liter. Am nächststen ist der Italiener, dessen kleiner „Fiasco“ nur einen Liter reprä-sentirt. Ihm folgen der Spanier mit 2, der Portugiese mit 2,10, der Bayer mit 2,45, der Württemberger und Engländer mit 2,50, der Finnländer mit 2,60 und der Russe mit 3,40 Li-ter. Der Franzose hält ungefähr die Mitte mit 4,08 Liter, was für ein Weinland, wie Frankreich, bedenklich hoch ist. Unter den Raubern, die auf die Trinker folgen, steht der Holländer weitaus obenan mit 3400 Gramm auf den Kopf. Ihm folgen die Ver. Staa-ten, Deutschland, Australien und Desterreich in großer Entfernung. Am wenigsten raucht der Besitzer des kost-barsten Krautes und Erfinder der Ci-garre, nämlich der Spanier. Er be-gnügt sich mit 550 Gramm auf den Kopf. Da die letztes Jahr vom Al-manach gestellte Aufgabe, das allein abgebildete Auge des Jaren zu erken-nen, Gefallen gefunden, giebt er die-mal zwei Augen, eine Nase und einen Mund von vier berühmten Persönlich-keiten zum Rathen auf. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, gehört das rechte Auge des Rathselkopfes dem Fürsten Bismarck an.

General Chas. W. Wood, der National-Kommandant der Vete-ranen Union, hat eine Bill ausgear-beitet, wonach alle Männer, die in der Zeit von 1861 bis 1866 mindestens drei Monate in der Bundesarmee ge-dient haben, auf eine Pensionsliste ge-setzt werden und, gleichgültig, ob sie invalide wurden oder nicht, für jedes Jahr oder dessen Bruchtheil Dienst pro Monat \$12 Pension erhalten sol-len, mit einem Zuschlag von einem Cent für jeden Monat Dienst über ein Jahr.

Dann fehlt nur noch ein Zufuß, daß die Pension auch auf Kinder und Stiefkinder vererbt werden kann.